

Das Regenmädchen

Ein sechzehnjähriges Mädchen wurde mit einem Blaulichttransport aus einem auswärtigen Krankenhaus eingeliefert. Sie blutete lebensgefährlich aus Krampfadern der Speiseröhre. Alle Versuche, die Blutung durch eine Verödung der Krampfadern zu stillen, waren bisher gescheitert. Das Mädchen hatte bereits zehn Bluttransfusionen bekommen.

Die Eltern warteten auf den Arzt, und als Dr. Sebastian auf sie zukam, spürte er vom ersten Augenblick an die ablehnende Haltung des Vaters. Er konnte sie in seinen Augen ablesen, und das Besondere daran war, dass sich diese Feindseligkeit zu erkennen gab, bevor sie miteinander überhaupt ein Wort gesprochen hatten. Wie kann man aus diesen ersten Eindrücken derartig gewagte Schlüsse ziehen? In seinen Augen erkannte Sebastian nur Verneinung. Er ahnte, dass es keine Verständigung geben würde. Es gibt Fälle, wo man das mit Bestimmtheit voraussagen kann. Der Vater arbeitete als Techniker und stellte sein medizinisches Halbwissen zur Schau. Das entwickelte sich unangenehm. Er saß mit seiner Frau im Wartezimmer. Das Gespräch begann mit einer provokativen Frage des Vaters:

»Die Blutung steht im Augenblick. Warum muss man dann jetzt operieren?«

Sebastian erklärte, dass man ihr einen Schlauch in die Speiseröhre eingelegt und einen Ballon aufgepumpt habe, um die blutenden Gefäße zu komprimieren, und fügte hinzu:

»Habe ich mich verständlich ausgedrückt?«

»Ich begreife das, natürlich begreife ich das.« Er äußerte das betont und vorwurfsvoll. Es fehlte noch, dass er gesagt hätte: Was glaubst du eigentlich, wer ich bin!

Seine Frau sah ihn ängstlich an und jetzt dachte sie vermutlich: Bitte, tu mir einen Gefallen und reize den Arzt nicht. Wir sind doch von ihm abhängig.

Sie hielt ihre Hände gefaltet im Schoß. Sebastian erkannte aus dieser Entfernung, dass sie die Hände fester zusammenpresste.

Es müsse doch irgendeine Möglichkeit geben, dieses lächerliche Loch zuzunähen, ohne gleich zu operieren, und er stieß es so heraus, als wolle er Streit mit dem Chirurgen.

Es galt jetzt, ruhig zu bleiben. Sebastian musste sich zusammennehmen. »Wer sagt, dass man immer gleich operiert?«, erwiderte er.

»Na die Ärzte, wer sonst?«

»Rudolf, ich bitte dich«, intervenierte seine Frau, »bitte beruhige dich.«

Unwillig schob er ihre Hand zurück, die sie auf seinen Arm gelegt hatte, und dann fing sie an zu weinen und schluchzte:

»Sie hat das ganze hellrote Blut herausgebrochen, zwei Schalen voll.« Dabei deutete sie es mit ihren Händen an, bildete mit ihnen eine Mulde und streckte Sebastian dabei die Arme entgegen. Es war wie eine bittende Gebärde.

»Und ich habe gedacht, dass sie sterben wird, so weiß hat sie ausgesehen, und die Augen hat sie auch verdreht.«

An dem hell erleuchteten Röntgenschaukasten hingen die Bilder. Der Mann folgte Sebastian widerstrebend, so als wisse er bereits alles und so als ginge ihm das nichts an. Sie aber gab ihm zu verstehen, dass sie es nicht sehen wolle, weil sie ohnehin nichts davon verstünde. Sie wollte offenbar sein Halbwissen aufwerten und Sebastian dachte: Ich werde es dir erklären, in allen Einzelheiten werde ich erklären, damit du es begreifst.

Im großen Geflecht der Blutgefäße zeigte er ihm jenes Gefäß, das allein noch in einem Bereich von wenigen Zentimetern gut durchströmt war und sich für eine Umleitung des unter hohem Druck stehenden Blutes der großen Vene, die zur Leber führt, eignete.

Der Vater war der Ansicht, dass so eine seltene Operation vermutlich für einen Arzt sehr interessant sei, und also hätte Sebastian natürlich ein ganz persönliches Interesse an diesem Eingriff. Und was einem alles erzählt würde, das müsse man als Laie ja alles glauben. In diesem Augenblick wollte Sebastian ihn hinauswerfen, aber er konnte nicht. Das Mädchen befand sich in Lebensgefahr.

»Ihre Tochter wird verbluten, sobald wir die Sonde aus der Speiseröhre entfernen. Sie wird daran sterben.«

Jetzt schwiegen sie. Die Frau weinte still vor sich hin. Sebastian ging zurück zum Schreibtisch, drehte ihnen den Rücken zu, aber er sah in der Fensterscheibe das Spiegelbild der beiden. Sie steckten die Köpfe zusammen.

»Wir lassen es machen«, entschied der Mann.

Als ob sie einen Anzug beim Schneider bestellen, dachte Sebastian undklärte sie darüber auf, dass sie eine Einwilligung zur Operation unterschreiben müssten.

»Auch das noch,« stöhnte der Mann.

Sebastian begann, diesen Mann zu hassen.

Sie seien keine Privatpatienten, fügte der Vater hinzu. Dann würde er, der Chefarzt, seine Tochter wohl kaum operieren.

Jetzt reicht es, dachte Sebastian, aber dann registrierte er, wie sie nochmals ihre Hand auf seinen Arm legte und flüsterte, er solle doch bitte still sein.

»Es spielt keine Rolle. Ich operiere ihre Tochter.«

Das Mädchen sah trotz der zehn Blutkonserven, die in dem anderen Krankenhaus transfundiert worden waren, sehr blass aus. Die Blutung war nur vorübergehend beherrscht.

Es hatte dunkle Haare, eine Ponyfrisur, ein runder Arm lag unter ihrem Kopf. Dass sie der Mutter ähnelte, störte Sebastian einen Augenblick lang. Sie schaute den Doktor an und wusste, dass die Situation sehr gefährlich war. Kann sich ein so junger Mensch vorstellen, dass er vielleicht sterben muss?

Nein, es zeigte sich keine Todesangst in ihren Augen. Sie blickte eher neugierig, denn sie war eine junge Dame und der Doktor war ein Mann, der Mann, der sie operieren würde. Das könnte eine Rolle spielen. Man musste es zumindest in Betracht ziehen, wenn sie einen so ansah, dachte Sebastian.

Er erklärte ihr, dass die Blutung im Augenblick stünde.

»Man hat dir einen Schlauch in die Speiseröhre eingelegt und einen Ballon aufgepumpt, um die blutenden Blutgefäße zusammenzudrücken. Wir müssen dich spätestens morgen operieren.«

»Und wenn es wieder blutet, bevor sie operieren?«, fragte sie. Ihre Sprache war unbeholfen, und den Klang ihrer Stimme konnte man nicht beurteilen, weil doch der Schlauch durch die Mundhöhle in die Speiseröhre führte.

»Dann müssen wir es sofort machen, vielleicht noch heute Nacht.«

Sie hatte ja noch nie in wirklicher Lebensgefahr geschwebt und sicher nie über Sterben nachgedacht; jetzt sah sie den Arzt an und wollte nichts anderes als hilflos sein.

»Ist diese Operation schwer?«, fragte sie.

»Ja, aber wenn man es schon sehr oft gemacht hat, weißt du, und wenn man sich viele Jahre damit beschäftigt hat, dann ist es nicht mehr ein so großes Problem.«

Er verschwieg ihr, dass dieses eine äußerst seltene Situation darstellte, weil in dem ganzen großen Geflecht von gestauten Blutgefäßen eben nur noch drei Zentimeter zur Verfügung standen, um eine Gefäßverbindung herzustellen.

Er hatte »du« zu ihr gesagt. Vielleicht war das nicht richtig, denn sie wollte kein kleines Mädchen mehr sein.

»Ich glaube, ich muss ›sie‹ sagen«, entschuldigte er sich.

Jetzt lachte sie ihn an.

»Nein, nein, sie können ›du‹ sagen, Herr Doktor.«

Am Abend ging Sebastian vom halbdunklen Treppenhaus hinüber zum Operationstrakt. Im hell erleuchteten Vorraum stand Schwes-

ter Sabine neben dem Sterilisationsapparat. Er beobachtete sie vom Treppenhaus aus, wie sie die soeben bei einer Notoperation benutzten Instrumente mit raschen sicheren Bewegungen säuberte. Sie arbeiteten seit über zwölf Jahren im Operationssaal zusammen.

Warum behandelte sie die Instrumente mit dieser übergroßen Sorgfalt? Fast schien ihm der Ausdruck »Zärtlichkeit« angebracht.

In diesem Augenblick hielt sie zwei dieser Gegenstände in der Hand, hob sie hoch und ließ sie wieder sinken. Es waren die Gefäßklemmen, die man für die morgige Operation benötigte.

Sebastian ging zu ihr. Vermutlich hatte sie ihn erwartet, denn als er jetzt von der großen Operation sprach, meinte sie:

»Ich weiß, es geht um das Mädchen. Ich habe doch alles schon vorbereitet.« Sie wischte sich die feuchten Hände ab.

Er schilderte ihr, was am nächsten Tage auf sie zukommen würde, eine Operation an äußerst zerreibaren dünnen Gefäßen, die unter hohem Druck standen.

»Soll ich uns einen Kaffee machen«, fragte sie.

Er ging hinter ihr her in den Aufenthaltsraum und wusste, dass seine Worte sie erschrecken würden.

»Es ist nicht sicher, dass wir es schaffen werden. Es wird schwieriger als bei den anderen Gefäßoperationen an der Leber!«

Sie blieb stehen, drehte sich um.

»Warum? Schwieriger als bei dem Jungen vor einem halben Jahr? Damals haben wir übrigens die neuen Gefklemmen zum ersten Mal benützt.«

»Vielleicht genau so«, antwortete er.

Weil sie sich umgedreht hatte und nun voranging, konnte er ihr Gesicht nicht sehen.

»Haben sie Angst davor?«, wollte sie wissen.

»Ich weiß nicht, ob das Angst ist. Es ist bedrückend.«

Schwester Sabine hatte auf dem kleinen Küchentisch die Kaffeemaschine angeschaltet und einen neuen Filter eingelegt. Sie bückte sich, um den Kaffee aus dem unteren Fach zu holen.

»Sie haben einmal erzählt, dass es nicht immer richtige Angst sei, aber sie müssten immer daran denken, haben sie gesagt, zu Hause und nachts manchmal auch.«

»Woran?«, fragte Sebastian.

»An Menschen, die wir operiert haben und die vielleicht sterben müssen – eben an all das, was man nicht verdrängen kann.«

Sie trank jetzt in ganz kleinen Zügen, und weil es so heiß war und sie ihre Augen fast geschlossen hatte, zeigten sich neben den Augen kleine Fältchen. Es war, als ob sie lachte, aber natürlich lachte sie nicht.

»Sie nehmen immer Zucker«, stellte sie fest.

»Ja. Wenn ich alles vorher durchspiele«, begann er, »jeden einzelnen Handgriff, wenn ich mir die Anatomie und alle Varianten vorher angesehen habe, wenn es in allen Einzelheiten vorbereitet und durchdacht ist, auch die eventuell eintretenden seltenen Komplikationen, dann ...«

»Was dann?«

»Dann wird es etwas leichter. Man hat dann keine Angst mehr.«

Sie wollte wissen, ob er deswegen gekommen sei, um mit ihr alle eventuellen Komplikationen durchzusprechen.

»Das Gefäß wird sehr dünnwandig sein, und wenn es reißt, dann können wir einpacken«, wiederholte er und zeigte ihr die Röntgenbilder mit den halb verschlossenen Blutgefäßen.

Nach einem Arbeitstag von vierzehn Stunden befand sich Sebastian auf dem Heimweg. Er bog in den Weg zum Park ein. Unter den ersten Bäumen war noch der Lärm der Straße und der vorbeifahrenden Autos zu hören. Dann, als er an der großen Wiese anlangte, wurde es ganz still, nur noch das Rascheln in den Blättern. Mondschein breitete sich auf der Wiese aus und auf dem Weg, Sebastian vernahm nur seine Schritte auf dem Kies. Er spürte, dass er an diesen Tagen nichts so sehr ersehnte wie diese Stille. Warum machte er das alles? Diese Gratwanderung zwischen Leben und Tod?

Wenn das Gefäß reißt, dachte er, wenn Blutgerinnsel in diesem Teil des Systems extrahiert werden müssen? Wenn sich Stunden oder Tage später die neue Gefäßverbindung durch Blutgerinnsel wieder verschließt? Was dann?

Er kam nach Hause, aß Abendbrot – und seine Frau wusste auf einmal, dass etwas bevorstand. Sie wusste es immer, brach das Schweigen und fragte behutsam nach. Er erzählte alles.

Bevor sie schlafen gingen, trat er noch einmal in den dunklen Garten hinaus. Er breitete die Arme aus und atmete ganz tief. Galgenfrist bis morgen früh!

In der Nacht wachte er auf. Er hatte geträumt.

Sebastian konnte nicht sicher sagen, ob es ein wirklicher Traum war oder ob er im Übergang vom Schlaf zum Erwachen den Traum weitergedacht hatte. Es ging um den Vater und das Mädchen. Der Vater hatte sie gedemütigt, sie war aus dem Haus gegangen. Sie wollte nicht mehr nach Hause, hatte kein Zuhause mehr und wollte auch kein Kind mehr sein. Was für ein verrückter Traum. Es regnete. Völlig durchnässt war sie gegen Morgen doch nach Hause zurückgekommen. Ein ganz verrückter Traum, vermutlich Ausdruck seines Hasses auf den Vater. Von da an war sie für ihn »das Regenmädchen«.

Am frühen Morgen gesellte sich ein zweiter Traum hinzu. Er träumte, dass er verspätet im Operationsaal eintraf. Alle standen schon um den OP-Tisch herum und sahen ihn an, und weil die Operation nicht zum Erfolg geführt hatte, sagte jemand: »Warum haben sie das getan? Jetzt blutet sie wieder«, und da hatte er die Nerven verloren und geschrien – ja geschrien, obwohl er doch nie laut wurde. Aber in diesem Traum brüllte er:

»Aber wenn es gelungen wäre, ihr Idioten, wenn es gelungen wäre, dann hättet ihr geklatscht.«

Die Blutstillung schien für den Augenblick der Operation gelungen, aber ein Blutgerinnsel hatte sie wieder verschlossen. Es fing von

Neuem an zu bluten. Sebastians Träume waren manchmal erschreckend real.

Am Morgen nahm er die offene Schlafzimmertür wahr, die in den Garten führte. Vogelstimmen halfen ihm beim Aufwachen, wie das Einspielen vieler Instrumente vor dem Konzert, und darüber Amselmelodien.

Die Fragen wurden jetzt konkreter und eindringlicher:

Kannst du dich eigentlich freuen über so einen Morgen?

Ja, über die weiße Federwolke am Rande des Himmels und über die Amselmusik.

► 7.15 Uhr

Umziehen in seinem Zimmer im Krankenhaus. Drei Minuten der Stille.

Dann kam ein Anruf von der Intensivstation. Das Mädchen habe eine gute Nacht gehabt. Ob sie den Ballonschlauch aus der Nase entfernen könnten?

»Nein, lasst sie liegen so lange, bis bei der Operation die Druckentlastung gelungen ist. Es wäre verhängnisvoll, wenn sie vorher wieder bluten würde.«

Zunächst erwartete ihn die morgendliche Visite auf der Intensivstation vor der Operation.

Sebastian trat durch die Glastür und sah, wie das Mädchen am anderen Ende des Raumes ihn anblickte, und er überlegte einen Augenblick, was sie ihn fragen könnte, wenn er am Ende der Visite an ihr Bett treten würde. Sie lag im letzten Bett.

Bei jedem Patienten berichteten die Anästhesisten über den Verlauf während der Nacht. Die augenblickliche Situation wurde erörtert und die weitere Behandlung besprochen.

Im fünften Bett lag der Mann mit den im Bauch verschlossenen Blutgefäßen. Sie hatten das Gefäß durch eine Kunststoffprothese er-

setzt. Er bückte sich zu ihm hinunter und setzte das Stethoskop an, um die Darmgeräusche zu kontrollieren.

Schließlich standen sie vor dem Bett der jungen Frau.

»Wie lange wird die Operation dauern?«, fragte sie, und er wusste, dass sie sich nur deshalb erkundigte, um irgendetwas zu fragen, um ihn hier an ihrem Bett festzuhalten. Es war alles gestern bis ins Einzelne besprochen worden.

»Es wird lange dauern, aber es muss dich nicht beunruhigen. Du schläfst ja«, beruhigte Sebastian sie.

»Ich weiß, aber wird der Schlauch noch in der Nase sein, wenn ich aufwache?«

Sie fragt das so, als ob es absolut sicher ist, dass sie wieder aufwachen würde, bemerkte der Arzt.

»Ja, es wird noch ein Schlauch liegen, aber nur ein sehr dünner, und er bleibt nur so lange liegen, bis der Darm in Gang kommt.«

Er dachte an seinen Traum und wunderte sich, dass das Regenmädchen lächelte.

► Die Operation begann

Die unter hohem Druck stehenden dünnwandigen Gefäße erwiesen sich als äußerst verletzlich und ihre Präparation aus dem umgebenden Gewebe war sehr gefährlich.

Schließlich lag das Gefäß in einer Länge von fast vier Zentimetern frei. Schwester Sabine sah ihn über ihrem Mundtuch an. Sie nickte ihm zu. Sie wusste, dass jetzt ein schwieriger Teil der Operation gelungen war.

Die Naht zwischen dem unter starkem Druck stehenden Gefäßabschnitt und der großen sogenannten Hohlvene konnte beginnen. Als die Hinterwand der Gefäßverbindung genäht war, entleerten sich aus dem weit geöffneten Gefäß Blutgerinnsel, die er mit dem Motorsauger entfernte.

Die letzten Hautnähte wurden gelegt, aber niemand konnte zu diesem Zeitpunkt sagen, ob es bereits ein endgültiger Erfolg war.

Jederzeit konnten sich aus der Peripherie neue Gerinnsel von den Wänden losreißen.

Sie gingen in den Aufenthaltsraum und tranken Kaffee.

Der Vater sprach am Telefon. Er bedankte sich nicht – warum auch? Es war nicht zu erwarten.

»Es geht ihr also gut. Na wenigstens das«, meinte er.

»Was meinen sie damit: wenigstens?«

»Wenigstens, na ja, es könnte ja auch schlecht gehen und es hat ja auch lange genug gedauert.«

»Ja, sehr lange«, bestätigte Sebastian, »und es ist sehr schwierig gewesen.«

»Komplikationen?«, fragte der Mann.

Sebastian sagte ihm, dass es kompliziert gewesen sei und er stünde ihm zur Verfügung, wenn er in die Klinik käme.

Aufgelegt.

Dann saß er in seinem Zimmer und hatte die Tür von innen abgeschlossen. Er wollte nur einige Minuten allein sein. Der Versuch der Entspannung misslang. Man kann nicht abschalten und etwas anderes denken. Es ist so wie nach einer Seereise. Wenn man von Bord geht, spürt man immer noch das Auf und Ab der Wellen und das Dröhnen der Motoren. Es ist überhaupt nicht möglich, für eine längere Zeit auszusteigen, um Ruhe zu finden. Von einem fahrenden Zug kann man nicht abspringen. Man kann ihn überhaupt nicht verlassen. Das ist eine Zwangsvorstellung.

► Am vierten Tag nach der Operation

Sebastian stand an ihrem Bett auf der Intensivstation. Er kontrollierte die Infusionen und erkundigte sich nach den neuesten Labor- und Kreislaufwerten.

Sie sah blass und durchsichtig aus.

»Ist alles gut?«, fragte sie.

»Ja, es ist gut.«

»Werde ich nicht mehr bluten?«

»Ich hoffe, dass du nicht mehr bluten wirst«, sagte er.

»Wissen sie es nicht genau?«

»Wir sollten jetzt nicht darüber sprechen.«

Das war eine schlechte Antwort, dachte er. Darum ergänzte er:

»Ich habe alles getan, es zu verhindern.«

»Ja, ich weiß.«

»Ganz sicher kann ich es noch nicht versprechen. Wenn die Gefäße, die wir miteinander verbunden haben, sich nicht noch einmal verstopfen, dann wirst du nicht mehr bluten.«

Sebastian musste ihr das sagen, weil er ihr Vertrauen nicht verlieren durfte, falls es wirklich eintreten sollte.

»Dann müssten sie noch einmal operieren?«

Er setzte sich auf die Bettkante.

»Eines steht fest, wir werden es schaffen. Ich bin froh, dass es dir so gut geht.«

Die Ponyfransen in der Stirn waren zerzaust. Darum sah sie jünger aus. Sie wollte lächeln, aber in diesem Augenblick musste sie husten, und sie hatte Schmerzen in der Bauchwunde.

»Sie haben sechs Stunden operiert?«, fragte sie.

»Ja. Dein Vater hat mich soeben angerufen. Er lässt dich grüßen.«

Sie nickte und dann sah sie weg von ihm auf die andere Seite zum Nachbarbett hin. Da ahnte er, dass sie nicht von diesem Vater reden wollte.

Sebastian dachte wieder an seinen Traum. War sie eine junge Frau, die wagen würde, einfach von zu Hause fortzulaufen? Hätte sie sich ihrem autoritären Vater in dieser Weise widersetzen können? Angenommen, sie wäre wirklich in den strömenden Regen hinausgelaufen! Welche abenteuerliche Geschichte, was für ein verrückter Traum!

Warum machst du dir ein Bild von einem Menschen, nur weil du einen Traum hattest, kritisierte er sich selbst, oder irgendeine lächerliche Vorstellung über ein Mädchen, das im Regen von zu Hause weggerannt ist. Es ist wirklich an den Haaren herbeigezogen. Nur weil dieser Vater ein widerlicher Kerl ist.

Am fünften Tag hatte er das sichere Gefühl, es geschafft zu haben. Sie erholte sich zusehends. Die Wundverhältnisse waren in Ordnung, ebenso sämtliche Laborwerte.

Er tastete ihren Bauch ab und überdachte noch einmal das Ergebnis der Operation. Die neue Gefäßverbindung war etwa 2,5 cm lang, ausreichend weit, um den fast vollständigen Druckausgleich zwischen beiden Gefäßsystemen zu gewährleisten, aber der Winkel, in dem die beiden Gefäße aneinandergeführt worden waren, war klein und somit auch die Strömungsverhältnisse vermutlich nicht optimal. Er wusste es, aber alle immer wieder von Neuem angestellten Überlegungen führten zu dem Ergebnis, dass es anders nicht hätte bewerkstelligt werden können. Schließlich hatte er doch den Zwölffingerdarm durchtrennt und über den Gefäßen wieder vereinigt, um jede Spannung zu vermeiden.

Das führt doch zu nichts, grübelte er, warum spielst du immer wieder alle Phasen der Operation durch? Du hast es doch auch vorher Schritt für Schritt geplant und durchdacht. Hast nach diesem Plan gearbeitet und ihn während der Operation variiert. Du hast Entscheidungen getroffen, die richtig waren und die eine Situation geschaffen haben, die jetzt nicht rückgängig zu machen ist. Also, was sollen diese Überlegungen?!

Und wenn sie erneut blutet?

Sebastian stand wieder an ihrem Bett und erklärte ihr, dass er für drei Tage fortfahren würde.

Ob er zurückkäme, wenn es doch wieder blutet, erkundigte sie sich. Ja, natürlich. Er sei ständig telefonisch erreichbar.

Das Mädchen hatte jetzt feine Falten auf der Stirn unter den Ponyfransen und neben den Augenlidern. Sie schaute ihn aus diesen halb geschlossenen Augen an. Sie hatte jetzt Angst. Sie hatte wirklich Angst. Er wusste es, weil sie die Augen bis auf einen kleinen Spalt geschlossen hielt, so als müsse sie in die grelle Sonne sehen. Er glaubte zu wissen, was in ihr vorging.

Sebastian wollte mit seiner Frau für drei Tage in einen kleinen nahe gelegenen Ort fahren. Er hatte ihr gestern Abend offenbart, dass irgendetwas geschehen müsse, so ginge es nicht weiter, er brauche Abstand von der Klinik. Das hatte er so noch nie geäußert. Es war eine Flucht, aber er wusste dennoch, dass er aus dem Zug nicht aussteigen konnte.

Sie würden spazieren gehen. Abends bei Kerzenlicht Wein trinken. Sie würden das Freisein spielen und so tun, als wären sie Herren ihrer Zeit.

»Warum lachst du?«, hatte er sie gefragt.

»Weil du immer wieder daran glaubst, dass du einmal tun und lassen kannst, was du willst«, antwortete sie. »Das ist eigentlich rührend.«

»Lass mich doch.«

»Aber du hast die Telefonnummer des Hotels angegeben«, sagte sie.

»Ja, aber nur wegen des Mädchens, von dem ich dir erzählt habe. Das müsste ich selber machen.«

»Was musst du selber machen?«

»Ich müsste sie selber operieren, wenn es wieder bluten sollte.«

Sebastian trug den Koffer zur Garage und blieb auf der Treppe stehen, die durch den Garten hinunterführt, weil sie nicht nachkam. Wo blieb sie nur?

Dann entdeckte er sie durch die Zweige des großen Busches. Seine Frau goss die Blumen neben der Terrasse. Das Grün des Rasens und der Bäume und das Blau des Himmels spiegelten sich in den Fenstern. Ihre Gestalt schwebte mitten in diesen Farben. Mit einer Hand hob sie die Blumenarme, während sie goss. Dann trat sie zurück in das Halbdunkel des Zimmers und betrachtete die Ordnung, die sie allen Gegenständen gegeben hatte – oder nahm sie Abschied von ihrem Zuhause? Sie wollten doch nur drei Tage fort sein.

Der Fluchtversuch schien gelungen zu sein. Sie nahmen Besitz von einem gemütlichen Hotelzimmer, entdeckten einen kleinen Ort, in dem die Zeit nur sehr langsam fortschritt. Es gab nichts Bedeutendes zu sehen, wollte man die friedliche Ordnung als unbedeutend ansehen. Sie blieben vor Schaufenstern stehen.

»Wir wollten doch nichts kaufen.«

»Ich will dir eine Lederjacke kaufen.«

»Ich brauche doch keine Lederjacke.«

Der kleine Ort war eingebettet in Wiesen und umgeben von sanften Hügeln. Diese Landschaft ergoss sich beruhigend schön. Sebastian betrachtete ihre Schönheit, die auf den Hügeln lag. Wenn er hier geboren wäre, würde er sie vielleicht lieben.

Für den zweiten Tag der Flucht war ein Spaziergang geplant durch den Wald bis zu jenem Dorf, dessen Kirchturm mit seiner Spitze soben hinter den blauen Hügelshouetten sichtbar wurde. Anschließend ein Abendessen bei Kerzenlicht an demselben Tisch, an dem sie am Tag zuvor gesessen hatten.

Sie machte sich fertig für den Spaziergang. Sebastian blickte zu der Kirchturmspitze hinüber und zu den Hügeln und Federwolken, die jetzt sehr blass, fast weiß waren dort, wo sie die Hügelkuppen berührten.

»Meine Seele spannte weit ihre Flügel aus ...«

Ist es das, was Eichendorff beschreibt? Es muss also einen Bezug geben zwischen Sehnsüchten und einem stillen Land.

»Als flöge man nach Haus ...«

Merkwürdig, dass auch seine Frau später von Eichendorff sprach, als sie hinausschaute.

Das Telefon hatte einen schrillen Ton, der etwas in ihm zerriss.

»Das Mädchen blutet wieder«, informierte ihn eine Schwester knapp. »Nein, nicht so stark wie vorher, aber es hat wieder begonnen.«

Auf der eilig inszenierten Rückfahrt blieben sie auf einer Anhöhe stehen. Der Himmel war jetzt über dem letzten Hügel abendlich rosafarben.

Am Bett des Regenmädchens ahnte er, dass sie zum ersten Mal wirklich ans Sterben dachte. Er war sich ziemlich sicher.

Sebastian kniete vor dem Bett nieder, um das Sekret in Augenschein zu nehmen, das über einen Plastikschauch in den Beutel lief, der am unteren Bettrand angehängt war. Hellrotes Blut. Es gab nicht den geringsten Zweifel. Er setzte sich auf den Bettrand und versicherte ihr, dass alles gut werden würde.

»Wann wird es sein«, fragte sie.

»Sofort«, antwortete er, »in der nächsten Stunde.«

Alle Anordnungen wurden rasch getroffen, die Darstellung der Gefäße in der Röntgenabteilung, die Besprechung mit den Anästhesisten, deren Zustimmung er haben wollte, und schließlich die Festsetzung des genauen Operationstermins.

► 20.30 Uhr

Er verharrte im dunklen Zimmer am Schreibtisch: Vermutlich gab es noch einen Ausweg: Die Verlängerung der Gefäßverbindung bis in die ersten einmündenden Nebenäste des Hauptgefäßes, wodurch ein flacherer Winkel und somit günstigere Strömungsverhältnisse erreicht würden.

Natürlich konnte die junge Frau sterben – nicht bei der Operation, aber danach, wenn immer neue Blutgerinnsel die Gefäßverbindung verschließen sollten. Sie konnte sterben, und es würde einige geben, die heimlich fragten, warum er überhaupt operiert habe. Man sollte Gott nicht versuchen. Was für ein horrender Blödsinn. Aber es war doch so. Einige, die nichts verstanden, würden das sagen. Du musst Gott suchen, seine Nähe, dachte er. Er würde das alles in das Tage-

buch schreiben. Warum redete er nicht vor seinen Mitarbeitern von Gott? Er wollte es nur seinem Tagebuch anvertrauen.

Vielleicht würden sonst einige einwenden: Er sollte nicht beten, er sollte lieber anständig operieren, und wenn sie es nicht aussprachen, dann dachten sie es zumindest. Na ja, würden sie zugeben, wir wissen ja, dass er es kann, aber mit dem Beten, und überhaupt ... Wusste er, ob und wer das vielleicht anmerken könnte? Dachte er an eine bestimmte Person in dem Team?

Dann trat er auf den Flur hinaus und ging zum Operationsaal hinüber. Jetzt, da alles beschlossen und die Weichen gestellt waren, ließ auf einmal die Lähmung nach. Das war nicht die Flucht in die Aktivität, wie jemand gesagt hatte, das war die Gewissheit, dass es so und nicht anders gemacht werden musste.

Später hatte er tatsächlich alles in sein Tagebuch geschrieben.

► 1.30 Uhr

Nach drei Stunden steckte die Narkoseärztin ihnen Bonbons hinter dem Mundtuch in den Mund und eine Schwester kam mit warmem Kaffee. Sie schob das Mundtuch zurück und sie tranken über einen Strohhalm.

Das Hauptproblem war nicht die neue Konstruktion der Gefäßverbindung mit Verlängerung in einen zuführenden Gefäßast, sondern das Absaugen der Gerinnsel, wie beim ersten Mal. Er führte in jeden zuführenden Gefäßstamm dünne Katheter ein und spülte.

Einmal, es war beim dritten Absaugversuch, hob er den Kopf und sah in die Gesichter der beiden Assistenten. In eben diesem einen Moment trafen sich ihre Blicke und der Ältere schüttelte leicht den Kopf. Er wusste, was das bedeuten sollte. Vermutlich dachten sie jetzt:

Es ist vorbei – ich sage dir, es ist vorbei. Es hat keinen Sinn, was er macht. Es wird nichts aus dem allen.

Es war nur dieser eine Augenblick, Sebastian hatte es ganz zufällig bemerkt, und da wurde ihm bestätigt, was er schon immer im Stillen wusste: Er war ganz allein.

Er gibt nicht auf, werden sie bei sich sagen, und er spürte, dass das nicht Anerkennung, sondern Kritik war.

Es kommen immer neue Gerinnsel, werden sie einwenden, und auch wenn er es schaffen sollte, wer sagt ihm denn, dass sich die Gefäßverbindung nicht wieder verschließt.

Da sah er zu Sabine. Sie schloss für einen Augenblick die Augen, dann nickte sie und das hieß:

Es wird gut werden. Lassen sie sich durch nichts beeinflussen.

Es stimmte also doch nicht, dass er ganz allein war.

► 2.30 Uhr

Er hatte die Gefäßverbindung erweitert und wiederholt Gerinnsel aus den einzelnen Nebenästen abgesaugt. Der fast vollständige Druckausgleich sagte ihm, dass es gelungen war.

Noch in derselben Nacht erfolgte das Gespräch mit dem Vater. Man hatte sich erkundigt. Es sei wohl nicht die richtige Entscheidung gewesen, die Tochter in diesem Krankenhaus operieren zu lassen. Ja, natürlich wisse er, dass sie sozusagen spezialisiert seien und dass man sie hierher und nicht in eine andere Klinik überwiesen habe. Ja, er wisse es. Aber dieser zweite Eingriff wäre ja schließlich Beweis dafür, dass es beim ersten Mal nicht richtig gemacht worden war.

Wut kam in Sebastian hoch. Sie steigerte sich, als der Mann betonte, dass man schließlich als Laie auch Zeitung lese. Ich hasse ihn, dachte Sebastian. Er konnte nichts gegen diesen Hass tun.

Es musste eine Möglichkeit geben, mit Hass fertig zu werden.

Erneut kam die Erinnerung an den verrückten Traum. Damals, als sie in den Regen hinausgelaufen war, als er sie erniedrigte, hatte er da vielleicht die Hand gegen sie erhoben, hatte er sie sogar geschlagen?

Hör auf mit diesen Hirngespinnsten. Es ist nichts weiter als eine fixe Idee, das mit deinem Traum und mit dem Regen.

In den Tagen danach ging er mehrfach täglich an ihr Bett. Sie erholte sich zusehends. Mit jedem neuen Tag wurde die Wahrscheinlichkeit geringer, dass sie erneut bluten würde.

Wenn sie mit Doktor Sebastian redete, vermied sie, von ihrem Zuhause zu sprechen. Sie würde es vielleicht eines Tages tun. Er war sich ziemlich sicher, dass sie es irgendwann tun würde. Seine Spekulationen über das Regenmädchen gingen weiter.

Schließlich könntest du dir doch über jeden Menschen, dem du begegnest, über jeden Patienten, den du operierst, irgendeine Geschichte ausdenken. Dann bekommst du Mitleid mit ihnen. Du willst eine Rolle in ihrem Leben spielen. Ist es nicht so?

Sie befand sich auf dem Weg zur völligen Genesung. Das Regenmädchen war längst aus der Intensiv- auf die normale Station zurückverlegt. Sie stand auf und bewegte sich unbekümmert in der chirurgischen Abteilung, eine Zuschauerin in einem Theater, in dem sie auf der Bühne herumlief. Sie fuhr mit dem Fahrstuhl bis zu den Operationssälen und machte Besuche auf der Intensivstation. Und das nicht genug: Sie sprach mit Ärzten und Schwestern. Einen Kollegen fragte sie sogar, warum er Arzt geworden sei. So unbekümmert war sie in ihrem Interesse.

Einmal sagte sie zu Sebastian:

»Wenn ich doch auch Ärztin werden könnte.«

War diese fast kindliche Neugier auf genau dieses Ziel ausgerichtet, nämlich später Ärztin zu werden?

Er freute sich über den Erfolg, wenngleich kaum Zeit für diese Freude blieb, weil jeder Tag eine Fülle neuer Probleme mit sich brachte. Das, was vor vier Wochen geschah, verblasste bereits wieder. Dennoch war jede Visite bei dem Regenmädchen eine Bestätigung des Erfolges.

► Zwei Monate danach

Das Regenmädchen wurde in die interne Klinik des Krankenhauses eingewiesen, sie hatte eine infektiöse Gelbsucht, die durch eine der über 20 Blutkonserven verursacht worden war, die man transfundiert hatte, damals, als sie lebensgefährlich blutete. Nach fachgerechter Behandlung konnte sie bald wieder entlassen werden. Der Vater verklagte Sebastian daraufhin wegen unsachgemäßer Verwendung von Blutkonserven und mangelnder Aufklärung der Patientin.

Das Landgericht ermittelte wegen fahrlässiger Körperverletzung gegen ihn. Die Absurdität dieser Anklage war jedem Kliniker von vornherein klar. Es konnte nicht nachgewiesen werden, ob die infizierte Konserve im eigenen oder in jenem Krankenhaus transfundiert worden war. Alle Konserven stammten aus der staatlichen Blutbank. An einer exakten Kontrolle bestand nicht der geringste Zweifel. Die Aufklärung über die Gefahren einer Bluttransfusion erfolgte durch ein Formular, das in allen Einzelheiten jede mögliche Komplikation beschrieb, die im Zusammenhang mit der Narkose und der Operation hätte eintreten können.

Hinter dieser infamen Anklage stand offensichtlich das Ziel des Vaters und der gegnerischen Rechtsanwälte, einen finanziellen Vorteil zu erringen, und Sebastian hätte mit Gleichmut dem Ausgang des Verfahrens entgegensehen können.

Am Anfang war es die Empörung über diesen Schritt des gehassenen Vaters der Patientin. Zu seiner Wut kam die Verachtung. Aber dann trat etwas viel Schwereres dazu, etwas, das mehr wog als ein operativer Misserfolg. Hätte nicht die Patientin selbst, das Regenmädchen, irgendein Zeichen geben können, dass nicht sie, sondern der Vater hinter dieser Anklage stand?

Sein Freund, der Rechtsanwalt, sagte, dass es zwar begreiflich sei, wenn er darunter litt, aber auf jeden Fall würde das alles von ihm in seiner Bedeutung überschätzt. Der Rechtsanwalt war kein Arzt. Er hatte es nicht von innen heraus verstanden. Tagelang peinigte Sebastian dieser Gedanke.

Später führte er in der nahe gelegenen Hauptstadt mit der Regierung wichtige Gespräche über eine bauliche Veränderung der Operationsäle. Der Nachmittag aber gehörte ihm. Wenngleich viel Arbeit in der Klinik auf ihn wartete, spielte er die Rolle eines Mannes, der frei und ungebunden einige Stunden verbrachte. Sebastian stellte sich vor, er hätte keine Verpflichtungen. Er ging durch die Straßen der Stadt, schlenderte durch den Park und seine Fantasie machte merkwürdige Sprünge. Und als die Kälte dieses Novembertages durch seinen Mantel drang, beschloss er, ein gemütliches Kaffeehaus aufzusuchen.

Zufällig kam er am Gebäude des Oberlandesgerichts vorbei, ihm wohl bekannt durch den Prozess. Die Anklage gegen ihn war – wie erwartet – zurückgewiesen worden.

Er ging in Nebenstraßen um das Oberlandesgericht herum. Ein Hund gesellte sich zu ihm. Zuerst war er ihm in einem größeren Abstand gefolgt, dann berührte er seine Hand mit seiner Schnauze. Sebastian blieb stehen und betrachtete ihn. Dann streichelte er das Tier und ging mit ihm bis zu dem Kaffeehaus.

Der Regen nahm zu. Er setzte sich einen Augenblick lang auf einen Mauervorsprung. Der Hund hockte sich dicht vor ihm auf die Hinterbeine und sah ihn an.

»Hör mal«, begann er das Gespräch mit dem Vierbeiner, »was willst du von mir. Du hast kein Halsband. Vielleicht gehörst du niemandem und jetzt denkst du womöglich, dass ich dich mitnehme.«

Sein dichtes gelbbraunes Fell war regennass. Es roch nach Hund und Sebastian nahm seinen Kopf in beide Hände.

Es war lächerlich, was er jetzt tat. Er sprach nämlich zu dem Hund und hörte seine Stimme. Die kleine Nebenstraße war übrigens menschenleer. Der Hund legte seine Pfote auf Sebastians Knie, was ihn dazu bewegte, weiterzureden.

»Hör zu. Du legst mir deine Pfote auf das Knie und siehst mich an und jetzt denkst du nach. Na, was fühlst du? Du fühlst, dass wir zusammengehören. Aber dann, wenn jemand dich wegstößt, dann

fühlst du, dass du dich gründlich geirrt hast, wenn du geglaubt hast, der andere würde dein Freund, weil du ihm deine Pfote auf die Knie gelegt hast. Du hast dich einfach immer geirrt, weil dich jemand so schrecklich von sich stößt. Von nun an bist du misstrauisch. Du traust deinem Gefühl nicht mehr.«

Sebastian ging in Richtung Markt und betrat das Kaffeehaus.

Den Hund hatte er vor der Tür auf der Straße zurückgelassen, und da schaute er ihn an, als ob er es nicht begreifen könnte, dass er ihn jetzt verließ.

Dann saß Sebastian an einem Ecktisch des Kaffeehauses. Es war später Nachmittag und er spielte wieder Unabhängigkeit. Darum hatte er auch bewusst nicht im Krankenhaus angerufen. Warum in aller Welt sollte er nicht wie andere freie Menschen auch am späten Nachmittag in einem Restaurant sitzen? Er bestellte sich einen Cappuccino und las in den Erzählungen von Arthur Miller. Dieses Buch hatte er mitgenommen, weil er alles so geplant hatte, und dann begann er in seinem Tagebuch zu beschreiben, was er soeben mit dem Hund erlebt hatte.

Fünf junge Damen kamen herein. Sie lachten und schwatzten durcheinander und nahmen an einem großen runden Tisch am anderen Ende des Raumes Platz. Sebastian sah nur sehr flüchtig hin, aber er erkannte sie sofort – das Regenmädchen. Sie wohnte in dieser Stadt. Sein Gesicht konnte er nur teilweise hinter dem Buch verbergen. Wenn sie herübergeschaut hätte, hätte sie ihn bemerkt. Sebastian wusste nicht, ob das bereits geschehen war, weil er ja nicht ständig hinüberschauen wollte, aber es passierte nichts.

Er zahlte in aller Eile, wandte sich aufstehend zur Seite und verließ das Lokal, ohne noch einmal den Kontakt zu suchen. Alles war Einbildung gewesen. Nur dass sie nicht mehr blutete und der Druckausgleich zwischen der Hohlvene und Darmvene gelungen war, das war eine Tatsache.

Der Hund saß übrigens nicht mehr vor der Tür.

Noch rechtzeitig vor dem Einsetzen eines Regengusses erreichte er sein Auto. Er hatte bereits den Anlasser betätigt und wollte wegfahren, als es an die Scheibe klopfte. Hinter dem regennassen Glas erkannte er ihr Gesicht, das Gesicht des Regenmädchens.

Sebastian ließ sie einsteigen. Sie war durchnässt; die Haare klebten an der Stirn.

Ja, sie habe ihn erkannt, konnte ihm aber nicht sofort folgen. Es entstand eine Pause. Offenbar wusste sie nicht, wie sie beginnen sollte, und dann sagte sie:

»Es war so schrecklich, das mit dem Gericht.«

Er schwieg, was sie scheinbar irritierte. Warum antwortete er nicht? Sie habe dem Vater gesagt, dass es ein großes Unrecht sei, und sie habe auch gesagt, dass der Doktor ihr das Leben gerettet habe.

»Und dann ist er ausgerastet.« Sie benutzte Worte wie alle jungen Leute heutzutage. »Einfach ausgerastet, und dann wollte er mich schlagen.«

Das Regenmädchen weinte.

»Ich wollte weglaufen von zu Hause.«

Er fuhr ihr mit der Hand über den nassen Kopf.

»Gut, dass sie es nicht getan haben«, meinte Sebastian. Er sagte wieder »sie«. »Und es ist gut, dass sie heute gekommen sind.«

Er ließ den Motor an und stellte die Heizung hoch. Sie sprachen lange miteinander. Dann fuhr er sie nach Hause.